

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 43 (1939-1940)
Heft: 5

Artikel: Pflüge und Pflüger
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664361>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Auch die Entlohnung der paar Berufsdarsteller ist mehr als klein. Aber die Zuschüsse von Staat und Stadt sind noch sehr bescheiden, und die Tourneen bringen infolge der hohen Unkosten keinerlei finanziellen Gewinn.

In der neunmonatigen Spielzeit werden etwa zehn Stücke herausgebracht, meist Schauspiele und Volksstücke. Irgendwelche Salonstücke sind von vornherein ausgeschlossen. Wenn die Stücke nur in Rajaani (7600 Einwohner) gespielt werden, gehen sie etwa 8 bis 10mal, auf Tourneen etwa 30mal. In Rajaani wird zweimal in der Woche gespielt und zweimal in der Umgebung, also vier Vorstellungen in der Woche. Die Abstecher werden gewöhnlich Sonnabends und Sonntags gemacht, da auf diese Weise die Amateure mitkönnen. Die weiten Tourneen, die zwei Wochen dauern, werden nur mit den Festangestellten durchgeführt (10 Personen). Im Durchschnitt werden die Vorstellungen von 100 Menschen besucht; das Maximum ist in Rajaani 400 und auf dem Lande 500 Personen.

Auf welch fruchtbaren Boden die Saat dieser Kulturarbeit fiel, zeigt die Tatsache, daß in der Spielzeit 1935/36 die Einnahmen 88 074 Finnmark und die Ausgaben 92 158 Finnmark betrugen, während in den vier Monaten der laufenden Spielzeit die Einnahmen 91 000 Finnmark und die Ausgaben 85 000 Finnmark betragen. Die Direktorin hofft, daß in der ganzen Spielzeit sich die Einnahmen auf 200 000 Finnmark erhöhen werden. Das muß man schon einen

sehr schönen Erfolg innerhalb von vier Jahren nennen! Das Theater hofft, nun auch einen eigenen Omnibus für seine Tourneen zu bekommen.

Der erste Eindruck der Theaterarbeit am Rajaani-Theater ist: gutes Ensemblespiel, saubere, klare Regie in Sprache und Bewegung, sorgfältige, geschmackvolle Bühnenbilder und -Disziplin, eines der wichtigsten Dinge am Theater! Wenn der Vorhang aufgeht, so wird sofort der Kontakt mit den Zuschauern hergestellt. Das Darstellermaterial ist gut und vor allem entwicklungsfähig. Bei der Regie muß besonders hervorgehoben werden, wie sie es versteht, auf dieser kleinen Bühne die Personen stets lebendig zu gruppieren, so daß nie das Gefühl der Enge entsteht.

So arbeitet hier ein Häufchen Menschen mit ganzer Kraft, um in das harte und schwere Leben der Menschen in der weiten Einsamkeit der Nede-mark einen Lichtschein zu bringen. Heute leuchtet dieses Licht schon sehr stark, und es wird immer stärker leuchten, weil die Menschen, die in den Genuß dieses Scheines kommen, von tiefster Dankbarkeit erfüllt sind, und diese Dankbarkeit breitet über das Wirken dieses kleinen Theaters einen Glanz von wahrer Größe und Schönheit bei aller Bescheidenheit aus und wird alle Mühen und allen Idealismus belohnen.

Darüber hinaus ist diese Arbeit ein beredtes Beispiel für die Kulturkraft und den Kulturwillen des heutigen Finnlands.

Friedrich Ege.

Toter Baum.

Nun liegst du da, und meine Seele weint —
Wie manche Stunde hat uns still vereint,
O du, mein treuer Freund und Kamerad!
Schon ächzt und knarrt des Bauernwagens Rad,
Der dich zur Säge schleppt. Wie warst du stark! —
Bald knirscht das Eisen dir durch Herz und
[Mark. —

Und du bist tot, und meine Seele weint —
Ich denk der Zeiten, die uns still vereint:
Im Frühling, deiner Blüten weiße Pracht,
Der Blätter Grün hat mich so froh gemacht.
Zur Sommerszeit im heißen Sonnenglast,
Du warst mir Schattenhold bei stiller Rast.
Und wenn im Herbst ich deine Frucht gepflückt,
Wie hat mich dann dein Segen reich beglückt!

Nun deckt dein Grab mit Schnee der Winterwind,
Wie heimlich meines Herzens Träne rinnt! —
Wie liegst du starr in Schnee's kaltem Flaum,
O du mein guter, toter Bruder Baum!

Rudolf Wederle.

Pflüge und Pflüger.

Von Alfred Huggenberger.

Auf der Breiten Au gehen die Pflüge. Die Breite Au ist ernst genommenes Land; die Pflüge, die heut auf ihren Ackergebieten be-

dachtsam ihre Furchen ziehn, sind Pflüge, die gesehen werden, die nicht aus der Welt wegzu-denken sind. Dessen sind sich ihre Lenker voll be-

wußt; selbst der letzte Mähnbube sucht sich ein Ansehen zu geben, wenn er mit seinem Gespann beim hohen Brunnen den Weg nach der Au einschlägt.

Es ist kein Einzelner, der heute pflügt, es ist ein ganzes Dorf, das sich auf seinen Ursprung besonnen, das seinen Bund mit der Erde neu ausgerichtet hat und mit ihr ein Wesen und eine Seele geworden ist. Oder wäre es nur eine Vision? Ist es nicht wie ein großer Befehl über diese einsichtigen Menschen gekommen? Ein Ruf in der Nacht hat sie geweckt: Der Acker wartet!...

Die Breite Au kennt dieses trockene Volk der Erdner, das selbst das hohe Fest der Erfüllung, die Ernte, schweigend begehrt. Sie weiß gut, daß Bauer und Bäuerlein mit Blick und Denken weniger an die holde Frühlingsbläue verloren sind, als an die Arbeit, an die ewige Sorge. Aber sie weiß auch, daß der Geringste von ihnen ein Glied des stillen Aufgebotes ist, das die Scholle mit geweihtem Tun vom Fluch der Ungnade erlöst. Kein Schuh breit Erde, darauf nicht Sünde geschah. Die vielen kleinen Eiferfünklein der Pflüger haben sich unsichtbar zu einem einzigen, großen Willen zusammengetan:

Schritt, Schritt,
Unterpflügen!
Unkraut sind Lügen,
Schweiß ist Gebot,
Glaube wird Brot.
Schritt! Schritt!

Die Breite Au hat sich verschwiegen auf den Tag der Ehren gefreut, sie hat sich auf ihn gerüstet. Es fehlt nichts, alles ist so, wie es andere Jahre war. Mitten in das beschauliche Ackerwerken hineingestellt blühen die Kirschbäume; aus dem Grau der verwitterten Nebenpfähle an der Leuenhalde leuchten bunte Kopftücher heraus, und die Buchenkronen hoch über dem Weinberg besinnen sich stark aufs Grünwerden. Jede Sache scheint eigensinnig nur für sich selber in der Welt zu sein, die ziehenden Pflüge, die Kirschenblüte, die bunten Kopftücher, das unwirkliche Grün der Buchen im tiefblauen Himmel. Und doch sind sie für Auge und Herz untrennbar in eins verschmolzen. „Man kann Dinge von verschiedener Art nicht zusammenzählen,“ pflegt der Lehrer Armbruster von Auenzelg zu sagen; „aber sie bilden manchmal doch zusammen tatsächlich eine gewisse Summe.“

O, sie schaffen mit ungleichem Mut, mit ungleichen Mienen, mit ungleichen Geisteskräften, diese Ackerer von Auenzelg. Meint man auf den

ersten Blick, vor einer breitangelegten Freilichtaufführung zu stehen, so nimmt man beim Betrachten der Einzeldarsteller wahr, daß das ernste, eindrucksvolle Spiel in lauter kleine Sonderspiele auseinanderfällt, deren jedes doch wieder ein rundes Ganzes ist.

Da ist einmal der Semi Stamm vom Grundhof. In seinen Händen, unter seinem Willen nimmt die Arbeit Butgebärden an. Schon beim Anfurchen sieht er im Geist das bewältigte Werk vor sich. Nach diesem Ziele drängt er mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln hin. Keine Sekunde Rast am Furchenende. Jeder Stunden-schlag, den der Gutwetterwind von Burghofen heraufträgt, löst einen Schrecken in ihm aus: die Zeit ist verrückt, aus Stunden werden Minuten! Und er weiß doch, daß er es erzwingen wird. Schier sein himmlisches Teil hängt davon ab, ob vor der Mittagsrast der Hafer in die Furchen eingeeget sei. Mit einem Nasenrumpfen hat er seinerzeit den Traubenhofspruch ausgelöscht, den ihm ein übelwollender Nachbar heimlich auf den Pflugbaum malte:

Der Bauer, der die Arbeit frist,
Ist wert, daß ihn das Glück vergift.

„Marren sind auch Leute,“ hat er gesagt. „Der Esel schafft, weil er dumm ist, und der Mensch schafft, weil er gescheit ist.“

Nicht weit von ihm pflügt der große Kestler beim hohen Brunnen, der die Welt von einer andern Seite her ansieht. Auch er liegt seinem Werke ernsthaft ob, aber der Ernst ist von Gleichmut getragen. Die große Gelassenheit, das Selbstbewußtsein des wohlbestellten Landmanns sind in ihm Bild und Leben geworden. Genau im selben Zeitraum wird jede Furche umgelegt. Ein ruckweises Antreiben der Zugtiere darf sich der Mähnbub nicht zuschulden kommen lassen, wie denn auch seine zwei Ochsen und der feiste Gaul voran mit schöner Hingegebenheit, ja man könnte sagen mit Seelenruhe, der Arbeit obliegen. Der Kestler ist schon manchem Jungen zum Vorbild geworden. Da fällt kein lautes Wort. Andere Mähnbuben beneiden den feinnigen um den immer gut gelaunten Ackermann. Die Rebfrauen an der Leuenhalde sehen ihm gern von weitem zu. „Ja, so sollten halt die Bauern sein,“ sagt eine zur andern. „Dann würde sich manches Mädchen zehnmal besinnen, bevor es dem Dorf den Rücken kehrt.“

Es ist schwer zu verstehen, daß ausgerechnet des Kestlers leibhafter Bruder Semi ein so



Feldarbeit.

Photo Feuerstein, Schulz.

unverbesserlicher Unsamens, ein so mißgeschicktes Überbein unter den Ackermannen auf der Breiten Au sein soll. Sein jüngster Sprößling, der elfjährige Schang, der ihm in diesem Frühjahr zum erstenmal als Mähnbube dient, muß auch heute wieder den halben Tod leiden unter der ewigen Weltverdrossenheit und Rüpelucht seines Erzeugers. Der Knabe hat sich in stumper Ergebenheit längst darein gefügt, daß er halt in Gottes Namen unter den vier Brüdern weitaus der dümmste, der faulste, der gleichgültigste, daß er überhaupt ein boshafter Leidwerker ist, der seinen armen Vater hinten zwischen den Pflugarmen noch um den Verstand bringen wird. „Ich habe mit dem Heiri, mit dem Anton und mit dem Gottlieb auch Verdruß gehabt,“ wiederholt der auf jeder Furche zwei-, dreimal. „Mit dir verglichen sind sie gleichwohl noch die wahren Engel gewesen. Ich bin jetzt zweiundfünfzig Jahre alt, aber so blickverdreht, so hampelmäßig ist mir noch kein Mähnbub gefahren. Was aus dir einmal wird, das kann ich dir schon heute

schriftlich geben. Ich werde mich noch einmal schämen müssen, dein Vater zu sein. Der meinnige hätte mich halt mit dem Geißelstecken Mores gelehrt, aber unsereiner ist leider alleweil zu gutmütig.“

Diese höchst einseitige Unterhaltung wird etwa nicht mit halbwegs gedämpfter Stimme geführt: nein, es dürfen sich in einem weiten Umkreis sowohl Pflüger wie Mähnbuben von des Kunstler-Semis Erziehungstalent überzeugen. Der Bub hört dem Redeschwall gewissermaßen nur noch von ferne zu. Seine Seele befindet sich an einem andern Ort, vielleicht auf Augenblicke sogar im Kinderhimmel . . . Aber nun geschieht das Schreckliche, daß das eine Pflugrad einen jungen Apfelbaum beschädigt, weil der Semi immer bis auf zwei Millimeter an den Stamm heransfahren will.

Jetzt erhebt sich die Stimme des aus Rand und Band geratenen Ackermannes gellend über Tal und Höhen. Erst die Klage über den zugrunde gerichteten Baum, der in Wirklichkeit nur eine leichte Schürfung erlitt, und dann die steile

Folge wohlgefüger Schimpfworte — — bis unversehens die Kenstlerin auf dem Plan erscheint. Sie ist mit fliegenden Rößen aus den Reben herübergereilt und schiebt nun den verdat-terten Ehegemahl ohne ein Wort vom Pfluge weg. „Hü!“ befiehlt sie, worauf der erlöste Mähnbub das Gespann alsogleich in Bewegung bringt. Der abgesagte Pflüger steht noch immer unschlüssig an seinem Platz. Jetzt läßt die Frau anhalten und wendet sich halbwegs nach ihm um. „Es sind drüben noch Steckenspäne aufzulesen!“ Da schleicht er sich wie ein gestrafter Hund nach den Reben hinüber.

Nun ist wieder Friede im Land. Der Sorgen-heiri kann wieder an seinen Sorgen herumstudieren. Sein Ackerlein steigt seitlich gegen die ersten Rebenzeilen hinauf, es ist unbegehrtes Land. Dem Heiri Rämpf ist die besondere Gabe beschie-den, daß er beständig sein ganzes Leben auf dem Buckel mit sich tragen kann, Vergangenes und Zukünftiges: die drohende Seuchengefahr, den Wolkenbruch im Jahre seiner Konfirmation, den glaubhaft prophezeiten hunds miserablen Som-

mer und die noch von keinem Arzt erkannte neue Krankheit, die ganz gut von heute auf morgen auch in Muenzelg ausbrechen könnte. Der von Vorahnungen und Fehlgedanken zentnerschwere Kopf hängt dem Heiri Rämpf beim Pflügen bis auf die Höhe des obersten Westknopfes herab; dessenungeachtet sieht er alles Unvorhergesehene voraus, soweit es wenigstens von unfreundlicher Wesensart ist. Beim Gerstesäen denkt er an den großen Hagelschlag am Todestage seines Vaters, an die schmale Grabenüberfahrt drüben an der Mittelstraße, wo ihm im vergangenen Sommer ein Fuder mit siebenundachtzig Korngarben um-gekippt ist — und dann das einstündige Gewit-ter in den Haufen hinein! Wer gibt es ihm schriftlich, daß das nicht heuer auch wieder ge-schieht? Er kann sogar selber unter den Wagen kommen. Wenn's dann wenigstens nur gleich aus wäre! Aber wahrscheinlicher ist, daß er nachher noch 2-Jahre als Krüppel weiterleben und schließlich gar um Sack und Bündel kommen muß. Das Leben ist wahrhaftig und erwiesener-maßen kein Schleck...

Der Pflüger.

Spät des Abends über Flur und Acker
Wandl ich einsam. In den dürrn Stoppeln
Pfeift der Herbstwind seine schrillen Sänge.
Nur das Unkraut blüht noch. Sanft in braunen
Wölkchen träumt die Nacht. Der purpurrote
Mond, der aufgeht, leuchtet ihr ins Antlitz —
Fern, in bleichen Dünsten stirbt der Tag.

Seine Stirn in Dämmerfluten badend,
Winkt mein Haus schon zwischen Lindenbäumen.
Rüstig schreit ich aus, und in Gedanken
Wäg ich all das Korn in meinen Speichern,
All das Gold, das rasch sich häuft im Schranke,
Träume vom Behagen meiner Stube,
Von den roten Backen meiner Kinder.

Doch auf jenem Hügel, wo die Pappeln
Leise rauschend sich im Mondlicht wiegen,
Ackert noch ein Knecht. Ich seh's mit Staunen;
Und ich eil bergan und will ihn mahnen,
Ruhe sich und seinem Tier zu gönnen.

Rühler wird's, und manchmal klingt's wie Seufzen
Klagend, sacht verhallend durch die Luft;
Und zerriss'ne dunkle Wolken treibt
Mächtigen Hauches vor sich her der Wind —
Schwere, frischgepflügte Ackerschollen
Glänzen, schwarzem Samte gleich, und dampfen.

Gänzlich unbekannt ist mir der Knecht;
Riesengroß in spätem Dämmerchein
Wuchtigen Schritts dem Pfluge geht er nach.
Wie ein schwarzer Fittich weht sein Mantel,
Breit und mächtig starrt sein kahler Schädel;
Und er schwingt in kräftiger Faust die Peitsche,
Daß es weit in Lüften knallt und hallt.

Und das Pferd, gewaltigen Knochenbaus,
Zieht den Pflug wie einen Federkiel,
Daß die Krume stöhnt, die Pflugschar glüht
Und im Winde wirr die Mähne weht.
Manchmal wiehert's, und die Nüstern blähend
Schaut es mit den großen, feuerroten
Augen in die fahle Dämmerflut.

Meiner Knechte keiner ist's fürwahr,
Und das Pferd ist nicht aus meinem Stalle!
Wer nur pflügt bei Nacht auf meinen Äckern,
Und wer sät, wer erntet drauf bei Nacht?

Doch der Pflüger winkt mit Knochenfingern,
Seiner Augen tiefe Höhlen grinsen;
Laut und schrill ein Lachen schlägt er an,
Daß es dröhnend durch die Lüfte gellt —
Und Verwesungsduft entsteigt der Scholle . . .

Ich erbebe — — —